

WAS DAS MEER IHNEN VORSCHLUG

Tomás González

Roman



Übersetzt von Rainer und Peter Schultze-Kraft

mare

Tomás González

WAS
DAS MEER
IHNEN
VORSCHLUG

Roman

Aus dem Spanischen
von Rainer Schultze-Kraft
und Peter Schultze-Kraft

mare

Tomás González, 1950 in Medellín geboren, zählt zu den wichtigsten kolumbianischen Autoren der Gegenwart. Er studierte Philosophie in Bogotá und begann in den 80er-Jahren mit dem Schreiben von Erzählungen, Romanen und Gedichten, von denen viele ins Deutsche übertragen worden sind. Nachdem er 16 Jahre als Übersetzer und Journalist in New York tätig war, lebt er heute wieder in Kolumbien.

Peter Schultze-Kraft, 1937 in Berlin geboren, setzt sich seit fünfzig Jahren als Übersetzer und Herausgeber für die latein-amerikanische Literatur im deutschsprachigen Raum ein. Früher war er in der Entwicklungszusammenarbeit für die UNO tätig. Seit 2003 überträgt er Tomás González' Werke ins Deutsche, oft zusammen mit seinem Bruder **Rainer Schultze-Kraft**, geboren 1941, ehemals Professor für tropische Landwirtschaft und Kolumbien ebenfalls eng verbunden.

Tomás González
Was das Meer ihnen vorschlug
Roman
OT: *Temporal*
Aus dem Spanischen von
Rainer und Peter Schultze-Kraft
192 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag und Lesebändchen
€ 18,- [D]
ISBN 978-3-86648-231-9
Erscheint am 8. März 2016

Samstag, 4 Uhr

Obwohl Mario eine Riesenwut im Bauch hatte, legte er die zwei Ruder sorgfältig ins Boot. Dann machte er sich auf den Weg zum Bungalow des Vaters, um die Benzinkanister zu holen. Javier hatte die Wasserflaschen und die zwei Kühlboxen, eine mit Eis, die andere ohne, schon gebracht und war jetzt wohl dabei, den Kaffee für die Thermosflaschen und die Eier für das Frühstück zu kochen. Mario war zwei Stunden nach Javier zur Welt gekommen und wünschte sich oft, nie geboren worden zu sein. Das Boot war himmelblau, zehn Meter lang und aus Glasfaser. Auf einer der Bänke brannte eine Coleman-Lampe. Trotz der nächtlichen Kälte trug Mario kein Hemd. Die Wut auf den Vater hielt ihn warm.

Wäre es ihm nicht gleichgültig gewesen, hätte er das Netz aus Sternen am Himmel bewundert. Er schaute zwar nach oben, sah die Sterne aber nicht oder wollte sie nicht sehen. Javier kannte sich mit großen und kleinen Bären und Kreuzen des Südens aus; Mario konnte dafür mit verbundenen Augen einen Außenbordmotor auseinandernehmen und wieder zusammensetzen und fand sich auch ohne die Sterne sehr gut im Golf zurecht. Den Blitz, der seine Fangarme am Horizont ausstreckte, bemerkte er durchaus und auch, wie windstill es war, aber nicht weil ihn das als Naturschauspiel beeindruckte, sondern weil er alles, was mit Meer und Fischfang zusammenhing, instinktiv wahrnahm.

Der Gast, der im einzigen erleuchteten Bungalow die ganze Nacht getrunken hatte, stellte jetzt die Musik ab und löschte das Licht. Die Tangoklänge von Gardel und Olimpo Cárdenas und die in ihm kochende Wut hatten Mario kaum schlafen las-

sen. Der laute Bungalow war nicht weit von dem seinen entfernt, und auch wenn die Musik nicht in voller Lautstärke lief, war sie unüberhörbar. Doch Marios Groll richtete sich nicht gegen diesen Mann; die Unsitten der Feriengäste zu ertragen gehörte zu seinem Job: Sie zahlten dafür, sich am Meer zu betrinken, und davon lebte er, davon lebten sie alle.

Das Benzin stand im Hof hinter dem Bungalow des Vaters, der in diesem Moment zwei Kilometer weit weg, im seichten Wasser vor dem Flugplatz, mit dem Wurfnetz Köder zum Angeln fing. Mario nahm zwei rote Benzinkanister und verstaute sie im Heck. Dann ging er die beiden anderen holen. Die Insekten kreisten um die Coleman-Lampe, prallten gegen ihren Schirm. Die Wellen liefen fast lautlos im Sand aus. Um die Bungalows, zwischen den Kokospalmen und Seemandelbäumen, flogen Fledermäuse, die weder Mario noch sonst jemand sah. Vielleicht sah Gott sie, aber für Mario gab es keinen Gott.

Sie wollten zum Fischen rausfahren, in ein zwei Stunden entferntes Gebiet, in dem der Golf ins offene Meer übergeht. Sie hatten vor, einen Tag und eine Nacht auf See zu bleiben und drei- bis vierhundert Kilo Spitzmaulbrassen, Stachelmakrelen, Seebarsche, Stöcker, *Sábalos*, Schnapper und Grunzer zu angeln, die ihre von der Seeluft und vom Kater immer hungrigen Gäste mit gebratenen Bananen, Kokosreis und Tomatensalat essen wollten, wie jedes Jahr in der Hochsaison am Jahresende.

Mario verstaute das zweite Paar Kanister im Boot und holte die Mangrovenstange, die dazu diente, sich vom sandigen Grund abzustoßen. Neben seinem Bungalow stand die *Cabaña* Nummer 2, in der seine Mutter seit Jahren Selbstgespräche führte. Insgesamt waren es fünfzehn Bungalows, die Nummern über den Türen waren weiß auf rohe Holztafeln gepinselt. Seine *Cabaña* hatte die Nummer 3, Javiers die 9, die des Vaters hatte keine Nummer. Die Mutter redete in Wirklichkeit nicht mit sich selbst, sondern mit einer ganzen Schar von Leuten, mal

leise, mal lauter, richtig laut wurde sie fast nie. Nora hatte zwar »eine Schraube locker« – wie die Zwillingsbrüder ihre Krankheit respektlos-liebevoll nannten –, aber sie hatte noch genug Verstand, um zu begreifen, dass ihr Mann jederzeit kommen und sie zum Schweigen bringen konnte.

Mario legte die Mangrovenstange behutsam im Boot ab und ging zur Hotelküche. Sie wollten einen Topf Bohnen mitnehmen, die der Vater eigenhändig zubereitet hatte, und einen mit Reis. »Die Leute hier an der Küste können keine Bohnen kochen«, sagte der Vater immer. »Wer einen anständigen Teller Bohnen haben will, muss ihn selber machen.« Während Mario die Töpfe an sich nahm, murmelte er: »Hält sich wirklich für das fetteste Schwein im Stall, der Alte. Jeder Trottel kann Bohnen kochen. Ist doch keine Kunst.« Die Wut wärmte ihn zwar an der Oberfläche, sein Herz aber blieb eiskalt.

Hotel Playamar hieß die Bungalow-Anlage.

Er packte die Töpfe in Plastiktüten, stellte sie in die Kühlbox ohne Eis, in die sie genau hineinpassten, und trug sie zum Boot. »Die Arepas!«, dachte er und lief zurück. »Wenn ich die liegen lasse, bringt er mich um, der alte Sack.« Außer den Arepas und den Coca-Cola-Flaschen nahm er noch das große Messer mit, das die Köchin zum Tranchieren der Fische benutzte. Die Tüte mit den Arepas legte er in die Kühlbox zu den Bohnen und die Cola-Flaschen in eine weitere mit Eis, in die sie später die ausgenommenen Fische geben wollten. Da er nicht wusste, wohin mit dem Messer, steckte er es zu den Flaschen. Dort würde es später der Vater finden, wenn er auf See die Box aufmachte, um sich eine Cola zu nehmen.

»Und was soll das?«

»Für alle Fälle.«

»Für welche Fälle?«

Ihr seid einfach zu nichts zu gebrauchen – dieser Vorwurf schwang immer mit, wenn der Vater etwas zu den Söhnen sagte.

Mario wollte noch den Flaschenöffner und seine Angelruten von zu Hause holen, doch vorher schaute er bei der Mutter vorbei. Nora hatte die Klimaanlage ausgeschaltet und schlief, jedenfalls sprach sie mit niemandem, obwohl die Leute spürbar da waren. Die Schar war immer da, einerlei ob seine Mutter wach war oder schlief. Mario war leise. Er wollte sie nicht aufwecken, und sie sollte ihn auch nicht bemerken, falls sie wach war. Sie würde mit ihm reden wollen, doch er musste gleich los. Er dachte nicht, »Die Arme!« oder »Was für ein trauriges Leben sie hat!«. Die Zwillingbrüder dachten oder sprachen nie so über ihre Mutter. Sie waren einfach immer für sie da gewesen und hatten, so gut es ging, dafür gesorgt, dass sie nicht mehr Leid ertragen musste als das, was Gott, der nicht existierte, für sie vorgesehen hatte. Und wenn ein naiver Gast glaubte, sich einmischen oder teilnahmsvoll zeigen zu müssen, und zu ihnen sagte: »Eure Mutter hat es wirklich schwer getroffen«, dann antworteten sie: »Ach ja?«, und blieben von da an von weiteren Kommentaren verschont.

Der Vater tauchte aus der Dunkelheit auf, weiß behaarte Brust, muskulöse Beine mit hervortretenden Adern, das Wurfnetz über der Schulter und einen Beutel voller Sardinen und Garnelen in der Hand. Er ging zum Boot und verwahrte die Köder in der Kühlbox mit Eis. Für einen Außenstehenden, der weder den rot lodernden Hass im Herzen des Sohns noch die grünliche Flamme der Verachtung in dem des Vaters sehen konnte, wäre der Moment untergegangen im Fluss der Zeit.

Der Vater sah, dass alles in bester Ordnung war, und sagte nichts. Mario war erleichtert, dann stieg die Wut wieder hoch.

»Und Javier?«, fragte der Vater.

»Ich hole ihn.«

Wie erwartet lag sein Bruder, in gelben Shorts und mit roter Nylonregenjacke, im Wohnzimmer seines Bungalows in der Hängematte und las im Schein der nackten Glühbirne in ei-

nem Buch. Javier hatte die gleichen durchdringend schwarzen Augen wie der Vater. Er war etwas kurzsichtig und trug eine kleine, robuste Brille, die auf See beschlug und die er mit einem Handtuch putzte, das er sich immer um den Hals legte, wenn er mit dem Boot ausfuhr. Überall im Bungalow waren Bücher: im Wohnzimmer, in den anderen drei Räumen, selbst in der Küche und im Bad; sie standen nicht in Regalen, sondern stapelten sich auf dem Boden, wie in einer Abstellkammer oder einem Lagerraum.

Auf dem Fußboden neben der Hängematte lagen Javiers Angelruten, der Plastikeimer mit den Angelrollen und sein Arhuaco-Beutel, in dem immer ein Buch, Zigaretten, das Taschenmesser und kleinere Angelutensilien steckten: Haken, Blei und andere Dinge. Auch das Glas mit Marihuana und Pfeife war darin. Wenn er auf dem Boot kiffte, setzte er sich so hin, dass der Rauch nicht zum Vater zog, weil der sonst wieder sagte, er solle aufhören mit diesem Scheiß. Neben dem Beutel standen die vier großen Thermosflaschen, die sie immer mitnahmen, gefüllt mit starkem, süßem Kaffee, und eine Plastiktüte mit zehn ungeschälten, hart gekochten Eiern.

»Seid ihr so weit?«, fragte Javier.

Mario steuerte das Boot. Obwohl der Vater in den Bergen aufgewachsen war, hielt er sich für einen besseren Seemann als seine Söhne; seit einiger Zeit gönnte er sich aber den Luxus, sich nur noch den Wind in sein braun gebranntes, glatt rasiertes, gut aussehendes Gesicht pusten zu lassen. Er war einundsiebzig und sah aus wie sechzig. Am Horizont zuckte ein Blitz durch den Nachthimmel. Mario fasste den Steuerhebel des Evinrude mit der Linken. Das Meer war ein schwarzer Spiegel.

5 Uhr

Nora hatte gemerkt, dass ihr Sohn ins Zimmer getreten war, und hatte sich schlafend gestellt. Das Anlassen des Motors klang grausam in ihren Ohren, und sogleich ließ sich von der Zimmerdecke der Chor der Propheten vernehmen:

»Klänge im Hintergrund, auf die die Sterne scheinen. Riesenwelle, die die Zähne fletscht.«

»Stimmt«, sagte Nora. »So etwas kommt vor. So ist das Leben.«

29. Dezember. Am 23. hatte ihr Mann, der König, am Strand eigenhändig ein Schwein abgestochen, das so laut wie eine ganze Herde geschrien hatte, und genauso hörte sich jetzt das Aufheulen des Motors an, als das Boot in See stach. Bald würde es hell werden.

»Es wird hell, es wird hell. Wozu eigentlich?«, fragte sich Nora laut.

»Sonnenfieber, das den Strand versengt, Sonne, die alles niederstreckt«, prophezeite der Chor, obwohl es noch viele Stunden waren, bis die glühende Hitze auf dem Meer einsetzte, die der Vater nicht vertrug.

Die Zimmerdecke aus Kiefernholz war niedrig und erdrückend, doch im Bungalow war es kalt. Man hatte Nora den Ventilator weggenommen, nachdem sie ihre Finger in die Flügel gesteckt hatte, und danach hatte sie lange unter der Hitze leiden müssen, denn der Vater wollte ihr keine Klimaanlage kaufen. Als dann die Zwillinge ihr schließlich eine mit ihrem eigenen Geld besorgt hatten, hatte er sich wegen der Stromkosten zunächst geweigert, sie anzuschließen, dann aber nachgegeben, und jetzt war es immer sehr kalt, wenn sie vergaß, das Gerät auszuschalten.

»Klopf, klopf«, sagte jemand vor der Tür.

Es war Doña Libe, die jeden Morgen mit ihrer jüngsten Tochter kam, um Nora zu einem Spaziergang am Strand einzuladen. Manchmal ging sie mit, manchmal nicht.

»Wer ist da?«

»Ich bin's, Doña Nora, der Schneider«, sagte Doña Libe.

Heute wollte Nora mitgehen. Die Nachbarin und ihre Tochter kamen immer vor Sonnenaufgang, und die drei schauten zu, wie der Mangrovenwald im Morgenlicht langsam Gestalt annahm. Die Tochter war 16 und geistig zurückgeblieben. Die Nachbarin war weiß, etwa 50 Jahre alt und rundlich. Sie hatte immer einen Badeanzug an, und ihre Augen waren geschminkt. Sie sahen, wie die ersten Reiher von ihren Schlafbäumen aufflogen, in Richtung der Lagune, die südlich lag. Doña Libe fragte, ob die Jungen gut weggekommen seien – und schon meldeten sich die Stimmen, um zu singen und der Nachbarin, einfach unvorstellbar!, das Unglück anzukündigen, das sie vielleicht erwartete. Nora musste sie mit leiser Stimme und nachdrücklichem Gesichterschneiden (damit Doña Libe nichts mitbekam) zurechtweisen:

»Psst, wollt ihr wohl still sein! Doch nicht jetzt! Was fällt euch ein, ihr Schwachköpfe!«

»Mit wem sprechen Sie, Doña Nora?«, fragte Doña Libe und lächelte. Sie und ihr Mann führten gemeinsam ein kleines Hotel mit Cabañas, ungefähr eine halbe Meile entfernt, in der Richtung, in die die Reiher davonflogen.

»Ich?«

»Ja, Doña Nora.«

»Mit niemand, warum?«

»Ach, nur so«, zwitscherte die Nachbarin und lächelte immer noch.

Auf dem Meer gab es keinerlei Anzeichen einer bevorstehenden Katastrophe. Weit draußen waren die Lichter der großen

Kutter zu sehen und vorn die kleinen Lichter der Fischerboote, die auf dem Weg zu ihren Fanggründen in Küstennähe waren.

...

6 Uhr

Javier blickte auf den unberührbaren Rücken seines Vaters, der am Bug saß und den frischen Morgen empfing. Der Vater war kräftiger gebaut und kleiner als er und trug heute ein ausgebleichenes Polohemd, das einmal rot gewesen war. Javier war mittelgroß; von ihm sagte man, er sähe dem Vater ähnlich, im Gegensatz zu seinem Bruder. Mario war blond und hochgewachsen, so wie einst Nora, bevor die Krankheit ihren Körper veränderte und ihn schrumpfen ließ.

Dass er seinem Vater ähnlich sah, kümmerte Javier nicht.

Sein Verhältnis zu ihm war nicht einfach, aber anders als Mario hatte er gelernt, seine Gefühle unter Kontrolle zu halten. Er war immer bemüht, einen kühlen Kopf zu bewahren, damit seine Mutter und sein Bruder es nicht noch schwerer hätten. Wie Mario nahm Javier gerne Drogen: Marihuana, Kokain und gelegentlich auch Amphetamine; das half ihm gegen die Monotonie des Lebens am Meer, aber er wusste fast immer, wann er aufhören musste. Wie sein Bruder schloss auch er sich manchmal in seinem Bungalow ein und ließ sich erst nach ein paar Tagen wieder blicken. Diese Anfälle von Melancholie, Zuflucht in Alkohol, Drogen und Bücher leistete er sich allerdings nur in der toten Zeit, wenn keine Touristen kamen, denn genau wie sein Vater und sein Bruder war Javier in erster Linie Geschäftsmann, und zwar ein guter, selbstdisziplinierter, dem es nie eingefallen wäre, sich das Geschäft zu vermässeln, indem er seinen Bedürfnissen nach Lesen, Trinken und Kiffen zur Unzeit nachgab.

Javier glaubte keineswegs, dass er und Mario Versager waren, wie sie der Vater nannte, wenn er getrunken hatte, und manch-

mal auch, wenn er nüchtern war. Ihm machte dieses Geschwätz nichts aus, aber Mario war empfindlicher und ließ sich verletzen. Javier bestritt nicht, dass sie beide gerne Drogen nahmen, aber immerhin taten sie es nicht auf Kosten anderer. Sie führten erfolgreich das Restaurant des Hotels und hatten obendrein, ohne Zutun des Vaters, einen Lebensmittelladen an der Asphaltstraße gekauft, der gut lief.

Er zog eine Packung Pielrojas aus seinem Beutel, wandte dem Wind den Rücken zu und zündete sich eine Zigarette an. Dann sah er, dass Marios Blick starr geradeaus gerichtet war und er das Steuer eine Spur zu krampfhaft festhielt. »Wer weiß, was in den Dummkopf gefahren ist«, dachte Javier. Der Evinrude-Motor war fast neu und hatte einen soliden, gleichmäßigen Klang. Es machte Spaß, zu erleben, wie sich der Bug aufrichtete, wenn Mario Gas gab. Billig war der Motor nicht gewesen, aber was teuer ist, macht sich mit der Zeit bezahlt, dachte Javier. Sie kamen jetzt an die nördliche Spitze des Golfbogens und nahmen Kurs auf die erste Insel des Archipels, in deren Nähe sie die Angeln auslegen wollten. Weit draußen, in nordwestlicher Richtung, hatten sich an einer Stelle dunkelgraue, fast schwarze Wolken zusammengeballt, eine steinfarbene Insel am Himmel, die sich jetzt unter unablässigem, heftigem Blitzen entlud. Es war, als würde sich an diesem fernen Punkt ein begrenztes Inferno abspielen. Der Rest des Meeres, der Rest des Universums war ruhig und blau.

Javier schenkte sich Kaffee aus der Thermosflasche ein und trank in kleinen Schlucken, während das Boot das türkisblaue Wasser durchpflügte. Auf hoher See wurde das Schauspiel des Gewitters immer großartiger. Keiner gab einen Kommentar dazu ab, keiner hatte das Verlangen zu sprechen, schon gar nicht über Meereslandschaften. Aber immer wieder wandten sie den Blick den Blitzen zu.

Steuerbord erschien jetzt eine Insel mit Kokospalmen und

palmengedeckten Hütten, Zelten von Touristen und deren Badesachen, die, zum Trocknen auf Mangrovenzweige gehängt, wie Lumpen aussahen. Sie fuhren weiter, bis die Insel wieder verschwunden und überall nur Wasser war.

Der Vater sagte, »Hier!«, und sie warfen den Anker aus.

Kaum tauchten die Angelhaken ins Wasser, bissen schon die Fische an: Spitzmaulbrassen, Rotbarsche, große Seebarsche, die dann zappelnd auf dem Boden des Boots landeten. Manchmal betäubten sie sie mit einem kurzen Knüppel; oft kamen sie aber nicht dazu, weil sie sich um die Fische kümmern mussten, die an den anderen Haken angebissen hatten. Einen solchen Fischseggen gab es selten. Sie angelten Stachelmakrelen, *sierras*, Stöcker. Javier musste eine Pause machen, um sich auszuruhen. Er rauchte eine Zigarette und holte dann das Glas mit dem Marihuana aus seinem Beutel. Als er die Pfeife anzündete, achtete er darauf, dass der Rauch nicht in die Richtung des Vaters zog.

7 Uhr

Ich bin der alte Mann aus der Cabaña 5. Einer der Feriengäste hier. Nummer 5 hat den schönsten Blick aufs Meer, obwohl die Klospülung nicht immer funktioniert und die Fliegengitter vor den Fenstern die Moskitos durchlassen. Meine älteste Enkeltochter und ihr Mann haben mich mitgenommen. Wenn man alt ist, wacht man immer früh auf, und so sah ich durch die Jalousien, wie der Vater mit seinem Wurfnetz aufbrach und der eine Sohn die Coleman-Lampe anzündete und anfang, das Boot fertig zu machen. Ich legte mich wieder hin, nicht um zu schlafen, sondern um auf den Tag zu warten. Ich hörte, wie sie losfuhren. Wenn man alt ist, kommen einem die Nächte ewig vor. Und das Geräusch der Wellen lässt sie noch länger werden. Man weiß nicht mehr, ob das Leben lang ist oder kurz, mit seinen Sekunden, die im Schneckentempo dahinkriechen, und seinen Wochen, die im Flug vorbeisausen. Ich schlief dann aber doch wieder ein. Als ich aufwachte, war es Tag, und ich hatte den Vater und seine Söhne vergessen.

Wir sind die Gäste, die Touristen.

Ich bin das sieben Jahre alte blonde Mädchen aus Medellín, das auf den Rückenstachel eines Seewolfs getreten ist und dem dann ein schwarzer Junge auf die Wunde gepinkelt hat, um sie zu entgiften. Es war schon fast dunkel, als wir gestern mit meinen Eltern und zwei Tanten ankamen. Kaum war ich heute Morgen wach, bin ich zum Strand runtergerannt und rein ins Meer, und als mir das Wasser noch nicht einmal bis zu den Knien reichte, peng, da bin ich auf den Fisch getreten und hatte den Stachel im Fuß. Vom Hotelbesitzer und von seinen Söhnen habe ich nichts mitgekriegt, aber ich weiß jetzt, wie sehr so ein

Seewolf-Stachel wehtut und wie warm das Pipi von Jungen ist. »Wie konntest du dich denn vollpinkeln lassen?«, sagte meine Mutter, als sie an den Strand kam. »Nur den Fuß, *seño*«, sagte der Junge. Sie schaute ihn nicht einmal an. Beinahe hätten wir zum Arzt gehen müssen.

Oder ich, die Großmutter aus den Bergen von Antioquia, die noch nie am Meer war und die sich, weil niemand achtgab, sofort einen Sonnenbrand an Schultern und Oberschenkeln holte und der jetzt Magnesiummilch auf die Brandblasen gestrichen werden muss. Ich weiß nicht, und es ist mir im Augenblick auch egal, was die da draußen auf dem Meer erwartet. Ich weiß nur, was Brandblasen sind und Fieberträume, die man vom Sonnenbrand bekommt, und was die Angst vor dem Tod ist.

Und ich, nun ja, ich bin ein Gast, der sich am Strand betrunken hat und nichts sah, weil er um 10 Uhr abends einschlief und um 7 Uhr morgens von der Sonne geweckt wurde, im Sand, mit einer fast leeren Flasche in der Hand und Gewissensbissen im Bauch.

Alle Menschen haben irgendwelche Vorahnungen, auch wir, die Touristen, aber zugegeben, wir liegen oft daneben. Ich habe das Gefühl, es wird regnen, sagen wir, und eine halbe Stunde später kommt die Sonne raus. In der Beziehung sind wir in den Augen der Einheimischen wie Kinder, denn wir haben alles im Gefühl, bloß vom Meer verstehen wir nichts. Gebt mir eine Angelschnur und einen Haken, und ihr werdet sehen, wie ich mich darin verheddere und nicht nur mich, sondern alle im Boot. Darum nehmen uns die richtigen Fischer, wie der Vater und die Zwillinge, nur ungern mit. Aber wir Touristen sind hier, um Spaß zu haben, und so lachen wir darüber und noch über vieles mehr. Wir bleiben ja nicht für immer hier am Golf: Wir sind Bankangestellte, Grundschüler, Studenten in höheren Semestern, Kindergarten-Kinder, Taxifahrer, Rentner, Haus-

frauen ... Arm sind die dran, die immer hier bleiben müssen, verdammt und festgekettet an dieses Meer.

Wir hörten, dass Noras Verdammnis schon vor Jahren begonnen hatte, als sie noch in Montería wohnten. Der Vater hat sie nie geliebt und heiratete sie nur wegen der Kinder, um ihr zu helfen. Er schlug sie nur selten und sorgte dafür, dass ihr nie etwas fehlte. Aber er dachte überhaupt nicht daran, seine zahlreichen Liebschaften zu verheimlichen, sondern gab sich ihnen direkt vor ihrer Nase hin, und genauso wenig kümmerte ihn, welchen Schmerz er damit Noras Seele und den Kindern zufügte.

Erst vor Kurzem ist er mit einer jungen Frau angekommen, Iris, die jetzt bei ihm in Playamar wohnt. Sie kam mit Kind und Kegel. Wenn jemand ihm etwas von Seelenschmerz erzählt hätte, hätte der Vater ihn angeschaut, als ob er Russisch spräche, oder er hätte ihm vielleicht ins Gesicht gelacht. Natürlich verirrt sich an diesen Golf nur selten ein Tourist, der etwas von Seelenschmerz und seinen Auslösern versteht. Der Tourismus hier ist eher von der feucht-fröhlichen Sorte, und zumindest während der Hauptsaison sind keine Intellektuellen oder Akademiker anzutreffen, denn die wollen ihre Ruhe. In der Nachsaison aber kommt schon mal einer, und dann hat Javier jemanden, mit dem er reden kann. Auf diese Weise erfuhr er, dass psychischer Druck Schizophrenie auslösen kann – Dinge, die der Vater, hätte man sie ihm vorgeworfen, als »völligen Schwachsinn« abgetan hätte.

Auch wenn keiner von uns dabei war, erfährt man doch alles, was hier geschieht, denn es gibt immer einen Einheimischen am Golf, der Bescheid weiß und die Geschichte erzählen kann, und so kommt es, dass einem über kurz oder lang nichts verborgen bleibt – nicht einmal das, was auf hoher See im Boot geschah oder nicht geschah, als sie die Insel hinter sich gelassen hatten und Anker warfen; und auch nicht das, was sich danach abspielte, auf der Rückfahrt.

...